

LINDSAY GALVIN

Abgründige
Geheimnisse



Lindsay Galvin: Abgründige Geheimnisse

Aster hätte nie gedacht, dass es nach dem Tod ihrer Mutter noch schlimmer kommen könnte. Doch plötzlich erwacht sie auf einer tropischen Insel und von ihrer kleinen Schwester Poppy fehlt jede Spur. Aster ist völlig verzweifelt. Ihre eigene Tante, die Krebsmedizinerin, muss sie verraten und hierher verschleppt haben. Aster versteht nur nicht, wieso. Und als sie dann im Meer nach Poppy sucht, stößt sie in der dunklen Tiefe auf etwas, das gar nicht existieren dürfte. Könnte es ihre Rettung sein? Oder schweben die Schwestern genau deshalb jetzt in Lebensgefahr?

Packend und mitreißend, schillernd und geheimnisvoll.

Wohin soll es gehen?



[Buch lesen](#)



[Vita](#)



[Danksagung](#)



[Das könnte dir auch gefallen](#)



[Leseprobe](#)

*Für meine Meerjungen,
Edward und Oscar*

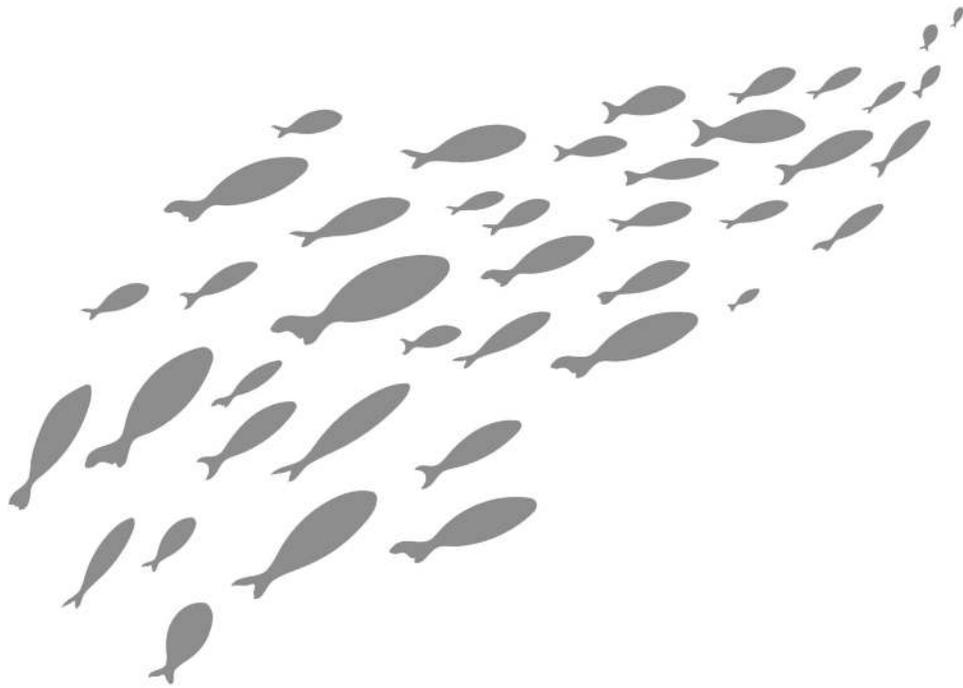


Was ist tief? Der Ozean. Die Wahrheit.
Christina Rossetti

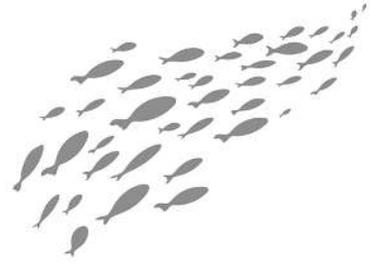


Teil 1

STRANDEN



JETZT



Ich bin nicht tot.

Aber ich ...

atme nicht.

Meine Brust bebt, krampft. Panik drückt mich wieder hinab in die Dunkelheit.

Ich schwebe hinauf zum Licht.

Gedankenfetzen ...

ungreifbar ...

Lärm. Donnernd, rhythmisch.

Licht. Farben.

Brust voll, geschwollen, verstopft – ein Fremdkörper.

Mein Körper wirft sich herum, außer Kontrolle, Brust krampft – eng und weit. Heiße Flüssigkeit quillt mir aus dem Mund, wieder und wieder und wieder. Prusten, Keuchen, wunder Hals.

Röcheln. Ein und aus.

Sauerstoff.

Meine Gedanken ruckeln. Warme Erleichterung. Dann Verwirrung.

Mir ist etwas zugestoßen. Was, habe ich vergessen. Ich bin – mein Gehirn ist – angeschlagen.

Ich kann nichts sehen.

Fester Boden unter meiner Schulter, der Hüfte, dem Ohr. Ich liege schwer atmend auf der Seite, versuche zu begreifen, woran ich mich nicht erinnere.

Ich fühle mich bleiern, so schläfrig ...

Komm schon, denk nach. Ich bin am Leben, das ist ein Anfang. Aber mein Gedächtnis funktioniert nicht richtig.

Meine Augen wollen blinzeln, doch etwas verklebt die Lider. Ich stemme mich auf einen Ellenbogen hoch, taste und ziehe Pflaster ab, zucke zusammen, als sie schmerzhaft an meinen Wimpern reißen.

Blendendes Licht. Meine Hand schnellt nach oben, schirmt ab, dann kneife ich die Augen zusammen, während sie sich an die Helligkeit gewöhnen. Das Tosen ist stetig, ein vertrautes Geräusch.

Mein Atem stockt, ich huste und schmecke etwas Bittersüßes im Mund.

Mein Hals kann meinen Kopf kaum tragen. Ich verenge die Augen. Glitzerndes Weiß unter mir, grelles Blau über mir und Türkis vor mir ...

Sand. Himmel. Meer.

Strand.

Ich bin an einem ... Strand.

Allein? Es ist zu hell, in der Ferne erkenne ich nichts ... niemanden.

Ich bin am Leben, und das überrascht mich. Wieso, weiß ich nicht. *Spul zurück.* Was ist das Letzte, woran –?

Kühles Weiß.

Erinnerungen kommen.

Der Nebel. Meine Hand am Knauf der Tür, panisches Rütteln. Sie ging nicht auf.

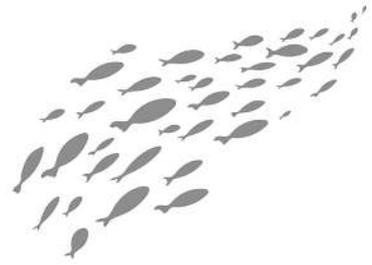
Poppy. In meinen Armen. Blut rauscht mir in den Ohren, pocht in meinen Schläfen.

Wo ist meine Schwester?

Ich hieve mich auf die Knie.

»Poppy!« Mein brüchiges Flüstern wird vom sanften Schrapfen des Meers verschluckt.

VORHER



1. Kapitel

Poppy späht aus dem Flugzeugfenster, die Nase ans Glas gepresst, und ich folge ihrem Blick. Dunkle, sattgrüne Wälder reichen bis an die Küste, wo das Land in ein metallisch glänzendes Meer beißt.

»Ich bin am Verhungern«, sagt sie.

»Wir haben gerade erst gefrühstückt, und du hast die Hälfte stehen lassen.«

»Da hatte ich noch keinen Hunger.«

»Typisch.« Da unser Flug nur eine Stunde dauert, gibt es keinen Bordservice. Ich krame in meinem Rucksack. »Tja, ich habe Äpfel und eine Banane ... oh.«

Ich halte die Banane in die Höhe; sie ist aufgeplatzt und hat sich als brauner Matsch über sämtliche Äpfel verteilt. Wir ziehen die gleiche angeekelte Grimasse, aber mein Lachen fühlt sich hohl an. Wenn Mum hier wäre, hätten wir mehr als genug Proviant für diese Odyssee dabei: Tupperdosen voller Nudelsalat und selbst gebackene Schokomuffins.

Ich schiele über den Gang zu Alison, der Flugbegleiterin, die mit uns reist. Mit meinen vierzehn Jahren könnte ich allein fliegen, aber Poppy ist erst elf und braucht eine erwachsene Begleitperson. Alison haben wir in Heathrow getroffen; sie ist haargenau so ruhig und durchorganisiert, wie

ihre makellose Bobfrisur es erwarten lässt, und hat uns viel müheloser durch die Kontrollen und zu unseren Anschlussflügen in Los Angeles und Auckland gelotst, als ich es je geschafft hätte. Im Augenblick ist sie voll und ganz mit ihrem Handy beschäftigt und bekommt Poppys Bettelei um Essen überhaupt nicht mit. Ich frage mich, wie viel meine Tante ihr dafür bezahlt, dass sie die ganze Zeit bei uns bleibt, uns durch zwei Flughäfen geschleust und zwei Zwölf-Stunden-Flüge mit abgesehen hat, bis wir uns nun endlich im letzten Flieger befinden.

In der Sitzreihe hinter uns raschelt es, dann baumelt eine Familienpackung Chips über Poppys Kopf.

Ich drehe mich um, sodass ich einen Blick durch den Spalt zwischen den Kopfstützen werfen kann. Ein Junge in meinem Alter versucht vergeblich, sich eine feuchte blonde Haarsträhne aus den Augen zu pusten. Er ist mir schon beim Einsteigen aufgefallen, weil er vollkommen durchnässt war. In Auckland hat es geschüttet – offenbar keine Seltenheit auf der Nordinsel Neuseelands. Zumindest wettertechnisch werden wir uns also wie zu Hause fühlen.

»Cool. Danke«, sagt Poppy und greift nach den Chips. Sie schaut mich mit hochgezogenen Augenbrauen an, und als mir klar wird, dass sie auf meine Zustimmung wartet, zucke ich mit den Schultern. Auch wenn sie drei Jahre jünger ist als ich, bin ich es nicht gewohnt, die Verantwortung zu tragen.

Poppy reißt die Tüte auf und kniet sich verkehrt herum auf den Sitz, um mit dem Jungen zu reden.

»Ich bin Poppy, und das ist meine Schwester Aster. Wohin bist du unterwegs?«

»Ich wohne in Gisborne«, sagt der Junge. »In Auckland habe ich Verwandte besucht, und jetzt fliege ich wieder nach Hause.«

Er spricht mit breitem neuseeländischem Akzent und merkwürdiger Melodie, wodurch jeder Satz wie eine Frage klingt, und Poppy muss

lachen.

Ich stoße sie möglichst unauffällig in die Rippen. »Sei nicht unhöflich«, flüstere ich.

»Okay, okay, ich hatte bloß keine Ahnung, dass die Leute hier wirklich so reden«, sagt sie und grinst ihn an. Er lächelt zurück und setzt dann eine gespielt ernste Miene auf.

»Na, und ich wusste nicht, dass es Leute gibt, die tatsächlich reden wie *du*. Wie ist das werte Befinden?«, fragt er in einem Tonfall, der wohl vornehmes Englisch sein soll und nicht einmal ansatzweise klingt wie das, was man bei uns zu Hause in East London auf der Straße hört.

Poppy prustet los und versprüht Chipskrümel in alle Richtungen. Innerhalb der nächsten paar Minuten findet sie heraus, dass unser Hintermann Sam heißt und sechzehn Jahre alt ist. Leibspeise Nachos, Lieblingsfarbe Gelb. Und er fährt gern Mountainbike.

Dann erzählt sie Sam, ich sei Schwimmchampion.

»Okay, Pops, das ist jetzt leicht übertrieben.« Ich lehne meine Wange gegen die Kopfstütze, fange durch die Lücke den Blick des Jungen auf und ziehe die Augenbrauen hoch, um mich für meine geschwätzige Schwester zu entschuldigen.

»Ich bin bloß nett«, sagt Poppy, »im Gegensatz zu dir. Und überhaupt: Du *bist* Champion, du hast diesen Rekord aufgestellt und diesen großen Wettkampf gewonnen –«

»Das war vor zwei Jahren, und auch nur die Bezirksmeisterschaft ...« Ich bringe den Satz nicht zu Ende, komme mir vorgeführt und zugleich albern vor, weil ich mich zu erklären versuche.

»Um fair zu sein: Das scheint mir durchaus ziemlich championmäßig«, sagt Sam. Das Grübchen in seiner Wange verrät, dass er ein Lächeln unterdrückt, und ich verenge die Augen zu Schlitzern, ertappe mich jedoch dabei, wie ich zurücklächele, zumindest ein klein wenig.

»Jep. Siehst du?«, meint Poppy.

»Ihr macht also Ferien?«, wendet sich Sam nun direkt an mich. Ich schlucke. Jetzt, da es mir lieber wäre, sie würde reden, ist Poppy ganz und gar auf ihre Chips konzentriert.

Ich zögere so lange, dass es beinahe unbehaglich wird.

»Wir ziehen hierher nach Gisborne, zu unserer Tante Iona. Unsere Mum ist vor ein paar Monaten gestorben. Krebs«, sage ich hastig, und auch wenn die Worte mir leise über die Lippen kommen, fühlen sie sich zu groß und sperrig für meine Luftröhre an.

»Scheiße. Das tut mir leid.« Er hält kurz inne und schluckt ebenfalls. Ich senke den Blick auf meinen Schoß. Als er weiterspricht, klingt seine Stimme gedämpft.

»Mein Grandpa hat das Gleiche, aber im Augenblick geht es ihm recht gut.«

Als unsere Blicke sich wieder treffen, stelle ich fest, dass seine Wangen gerötet sind, und prompt breitet sich Wärme auch über mein Gesicht und meinen Hals aus. Niemand, der einen geliebten Angehörigen mit dieser Krankheit hat, will Geschichten über den Tod hören oder erzählen. Ich zermartere mir das Hirn nach einem anderen Gesprächsthema.

»Vielleicht wird er wieder gesund, das schaffen viele Leute«, sagt Poppy und knüllt die leere Chipstüte zusammen, ohne zu bemerken, dass die Stimmung gekippt ist. »Wir sind Waisen – Mum und Dad haben sich getrennt, als ich noch ein Baby war, und er ist bei einem Autounfall ums Leben gekommen.«

Die Augenbrauen des Jungen wandern höher. Er mustert erst Poppy, dann mich, als seien wir die traurigsten Pechvögel, die ihm je begegnet sind.

Poppy plappert schnell weiter: »Aber Iona ist Mums jüngere Schwester und total cool.«

Ich drehe mich wieder um und lausche, wie Poppy Ionas Arbeit als Onkologin – Krebsmedizinerin – beschreibt, für die unsere Tante in aller

Welt unterwegs ist, von Kriegsgebieten bis hin zu abgelegenen Regenwäldern. Was Poppy nicht erwähnt: Wir haben Mums Schwester seit Jahren kaum zu Gesicht bekommen. Und konnten sie auch nicht erreichen, als Mum im Sterben lag, weil sie zur selben Zeit andere Krebspatienten behandelt hat.

Der Junge zeigt Poppy ein paar Mountainbike-Videos auf seinem Tablet. Dann will sie unbedingt, dass er mit ihrem Handy ein Selfie von uns dreien macht, und dirigiert erst Sam, wie er das Gerät zu halten hat, ehe sie ihren dünnen Arm um meine Schultern legt und mich ins Bild zieht, während er sich über die Kopfstütze unserer Sitze beugt. Endlich lässt sie sich zurück in ihre Polster sinken und vertieft sich in ein Handyspiel. Wenig später verkündet eine Lautsprecherstimme, dass wir uns im Landeanflug auf Gisborne befinden: Ortszeit neun Uhr morgens, Wetter bewölkt mit einzelnen Schauern, Temperatur zwanzig Grad. In England mag Winter sein, aber in Neuseeland ist der Januar ein Sommermonat. Unsere Begleitung, Alison, vergewissert sich, dass wir beide unsere Gurte angelegt haben, und ich kneife wie auf jedem Flug die Augen fest zu, bis wir auf dem Boden aufgesetzt haben. Das Herz schlägt mir dabei bis zum Hals, aber die Landung ist nicht allzu schlimm, bloß etwas holprig.

Poppy presst beide Hände gegen das Fenster. Ihre Haare – die Spitzen viel blonder als der Ansatz – sind zu zwei unordentlichen französischen Zöpfen geflochten, mit schiefem Scheitel. Sie muss sich noch daran gewöhnen, selbst zu flechten, statt Mum allmorgendlich herumzukommandieren, wie genau sie ihre Frisur gern hätte.

Ich kaue auf meiner Unterlippe herum. Neuseeland ist so weit von zu Hause entfernt, dass wir nie auch nur zu Besuch waren, und jetzt sollen wir für immer bleiben. Aber Iona wohnt nun einmal hier, und ohne sie müssten Poppy und ich zu Pflegefamilien. Ich bin beinahe fünfzehn, daher konnte das Jugendamt nicht versprechen, dass wir dauerhaft zusammen unterkommen würden. Ich kann mir nicht vorstellen, von Poppy getrennt

zu werden. Wir waren die einzigen Angehörigen auf Mums Beerdigung, und in diesem Moment ist unser Mangel an Verwandtschaft zum ersten Mal in unserem Leben wirklich ins Gewicht gefallen. Fast einen Monat haben wir anschließend bei Mums bester Freundin verbracht, bevor es den Behörden gelungen war, Iona ausfindig zu machen. Als unsere Tante schließlich angerufen hat, war sie ganz entsetzt darüber, nicht für Mum und uns da gewesen zu sein. Dass Mum ihrer Schwester nie erzählt hatte, wie schlimm es um sie stand, ist mir erst später klar geworden. Nach dem Telefonat hat es noch einmal zwei Monate gedauert, bis Iona unsere Flüge nach Neuseeland organisiert hatte.

Meine Augen folgen einem einzelnen Tautropfen, gefangen zwischen den beiden Flugzeugfensterscheiben und ohne jede Möglichkeit, selbst Einfluss auf seinen Kurs zu nehmen. Genau wie wir.

Alison scheucht Poppy und mich aus der Maschine und über das Rollfeld zu dem kleinen, niedrigen Gebäude des Regionalflughafens. Sie sammelt das Gepäck ein und führt uns durch die Ankunftshalle, wo einige Menschen an der Absperrung warten, allerdings keine Iona. Sam geht ein paar Schritte vor uns und dreht sich um.

»Schreibt mir mal, wenn ihr Lust habt«, sagt er. »Dann zeige ich euch die Gegend.«

»Okay. Gib deine Nummer ein«, sagt Poppy. Sam nimmt ihr Handy entgegen, tippt auf dem Bildschirm herum und verabschiedet sich dann mit einem Lächeln und einem Winken.

»Da ist sie!«, ruft Poppy und deutet über die Menschenmenge hinweg. »Oh – sie sieht Mum mittlerweile noch ähnlicher.«

Iona steht auf der anderen Seite der Drehtür; sie hat uns noch nicht erspäht. Ich erkenne sie kaum wieder, aber mit dem geschorenen Haar ähnelt sie Mum – zumindest der kranken Mum zum Schluss – tatsächlich enorm. Als wir Iona zuletzt getroffen haben, hatte sie ihre langen

Cornrows noch zu einem Knoten zurückgebunden; jetzt ist alles kurz rasiert. Mein Herz stolpert. Mums Korkenzieherlocken waren ihr Markenzeichen gewesen, und auch wenn sie es damals heruntergespielt hat, war es ein schwerer Schlag für sie, dass ihr durch die Chemotherapie die Haare ausgefallen sind. Einen Moment lang lehne ich mich gegen Poppy und spüre ihre knochige Schulter als starke Stütze an meinem Arm.

Kleine Fältchen bilden sich in Ionas Augenwinkeln; sie hat uns endlich entdeckt.

Poppy schließt Iona in eine ihrer steifen, festen Umarmungen, Iona kneift die Augen zu und erwidert den Druck. Vor ein paar Monaten hätte ich sie ebenfalls umarmt, doch jetzt bringe ich es nicht über mich. Gedanken an Mums Krankenhausbett und die Beerdigung kommen in mir hoch, und daran, wie viel leichter es mit Iona an unserer Seite gewesen wäre.

»Ich bin so froh, euch zu sehen. Die Reise war hoffentlich nicht allzu schlimm?«, sagt sie.

»Schon in Ordnung, danke«, erwidere ich und vergrabe die Hände in meinen Jackentaschen. Poppy plaudert sofort drauflos, während ich mich noch daran gewöhne, Mums Schwester vor mir zu haben. Iona ist größer als Mum; sie wirkt drall und stark. Ihr Mund ähnelt meinem und Mums: breit, mit vollen Lippen und träge, wenn es ums Lächeln geht. Die tief liegenden, beinahe kastanienbraunen Augen und geschwungenen Wimpern aber teilt sie mit Poppy. Meine Haut ist tiefgoldbraun wie Mums, Ionas Teint dagegen heller. Unser Dad war weiß, Mum und Iona haben afroamerikanische und koreanische Wurzeln. Unsere Großeltern mütterlicherseits – beide Ärzte, die wie Iona im Ausland gearbeitet und sich auf Reisen getroffen hatten – haben Poppy und ich nie kennengelernt. Meine Großmutter ist jung gestorben, ebenfalls an Krebs. Unsere Familie hat das Glück nicht gerade gepachtet, schätze ich.

Ich nehme den Kopf hoch. Mum hat Iona verehrt. Mag sein, dass ihre Schwester bisher nicht für uns da gewesen ist, aber jetzt ist sie hier.

Wir verabschieden uns von Alison. Iona nimmt die Taschen und marschiert uns voran aus dem Flughafengebäude und über den Parkplatz. Wir klettern auf die Rückbank ihres staubigen roten Pick-ups.

Ich bin überrascht, als wir aus der kleinen, niedrig bebauten Stadt Gisborne hinausrollen. Ionas Haus muss wohl in einem der Vororte liegen. Die Straße ist still und schnurgerade. Am Himmel reißen die Wolken auf, und der Asphalt vor uns dampft leicht im Licht der verwaschenen Sonne. Wir fahren und fahren, vorbei an einigen Städtchen, durch dichte Wälder und anschließend grüne Hügel. Zu unserer Rechten taucht in der Ferne das Meer auf. Gerade will ich fragen, wie weit außerhalb Iona lebt, da hält sie den Wagen am Straßenrand an. Sie holt tief Luft und dreht sich zu uns um.

»Ich bin in letzter Zeit ein wenig unorganisiert.« Sie hält inne, schaut gequält, legt eine Hand über ihr Herz. »Ich hoffe, ihr könnt mir verzeihen.«

Ich sehe Iona zum ersten Mal in die Augen, und das Herz rutscht mir in die Hose. Sie kann es sich doch nicht plötzlich anders überlegt haben und nicht mehr die Vormundschaft für uns übernehmen wollen – nicht nachdem sie uns den ganzen Weg bis hierher hat fliegen lassen.

»Ich habe mein Haus vermietet, weil ich in der Nähe an einem Projekt arbeite, und mir war gar nicht bewusst, dass mein Vertrag mit den Mietern erst in ein paar Wochen ausläuft. Wäre es für euch in Ordnung, ein wenig Zeit mit mir auf dem Feldforschungsgelände zu verbringen? Es gibt dort jede Menge zu erleben; wir arbeiten in einem Ökodorf, so richtig im tiefsten Busch.«

Ich lasse mich zurück in den Sitz sinken.

»Du meinst, dorthin fahren wir ... jetzt?«, frage ich.

Sie nickt.

»Zelten wir?« Poppys Augen sind schmal geworden. »Arbeitest du nicht in einem Krankenhaus? Ich dachte, du bist Krebsärztin.«

Ich schlucke. Kein Haus, für mehrere Wochen. Ich hatte mich darauf gefreut, in einem neuen Zimmer auf dem Bett zu liegen und Musik zu hören. Einfach die Tür und meine Augen schließen zu können.

Iona lächelt.

»Ich bin tatsächlich Ärztin, Poppy, aber im Moment in der Medizinforschung aktiv. Seit einiger Zeit untersuche ich mit einer Gruppe Studenten, welche gesundheitlichen Vorteile die Lebensweise früher Kulturen uns vielleicht zu bieten hat. Wärt ihr bereit, der Sache eine Chance zu geben, nur für ein paar Tage? Wenn es euch nicht gefällt, suchen wir uns ein Hotelzimmer, bis wir wieder ins Haus können.«

»Wie weit ist es denn?«, erkundige ich mich.

»Wenn wir direkt weiterfahren, können wir heute Nachmittag dort sein«, sagt Iona. Sie sieht mich an, mit festem, ruhigem Blick, und ich schaue hinunter auf meine Hände, spiele mit einem losen Faden an der Naht meiner Jeans. Ich erinnere mich noch an Ionas letzten Besuch – zu viert haben wir damals Karten gespielt, bis spät in die Nacht, und dabei so laut gelacht, dass der alte Mann in der Wohnung über uns mit seinem Gehstock auf den Boden gedonnert hat.

Iona ist Mums Schwester. Es wird schon gut gehen. Ich spüre Poppys Blick auf mir, weiche ihm jedoch aus.

»Okay, in Ordnung«, sage ich.

Iona lenkt den Wagen zurück auf die leere Straße, und ich schmore in plötzlicher Angst. Sie hat uns Fotos von einem Haus am Fluss geschickt, mit drei Schlafzimmern. Und den Behörden erzählt, dass wir dort leben werden. Unsere Sozialarbeiterin hat gemeint, sie habe das Jugendamt in Neuseeland informiert, damit ich meine Therapie fortsetzen kann. Meine Schultern sind so verkrampft, dass es wehtut; ich stehe ständig unter

Hochspannung. Aber Pläne ändern sich nun einmal, und ich muss lernen, damit zurechtzukommen. Hier zu sein, in der Obhut einer Verwandten, wird mir helfen, alles zu verarbeiten.

Rund fünfzehn Minuten später höre ich das Ticken des Blinkers. Die Abzweigung liegt ziemlich versteckt, kurz vor einem Schild, das die Tokomaru Bay ankündigt.

Poppy fotografiert den Wegweiser mit ihrem Handy.

Jetzt schreibt sie an Sam, den Jungen aus dem Flugzeug – heimlich unter dem Hoodie in ihrem Schoß, damit Iona es im Rückspiegel nicht sehen kann. Poppy muss ein lokales Telefonnetz gefunden haben. Ich runzele die Stirn und spähe über ihre Schulter. Unter dem Foto des Straßenschildes hat sie getippt:

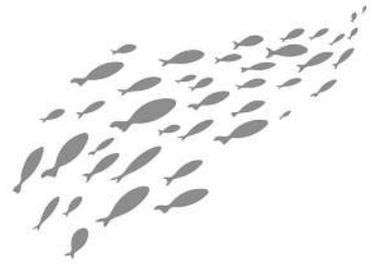
Neues Zuhause: Ökodorf-Campdings. Liebe Grüße von Poppy aus dem Flieger.

Er antwortet sofort.

Cool. Rund um Tokomaru bin ich manchmal mit dem Mountainbike unterwegs.

Bis bald mal in der Stadt. Sam.

2. Kapitel



Noch fast eine ganze weitere Stunde verbringen wir im Pick-up, holpern zuerst in hohem Tempo über eine Staubpiste, dass uns sämtliche Knochen durchgerüttelt werden, und anschließend sanft durch kleine Hügel, wo es überhaupt keine richtige Straße mehr gibt. Iona redet, wir hören zu. Sie erzählt, dass in dieser Gegend überwiegend Maori leben. Ihr Ökodorf liegt allerdings zwischen dem Land der Ureinwohner und einem Nationalpark, in einem kleinen unberührten Stück Wald, das bis an die Küste reicht. Endlich hält der Wagen hinter einer Gruppe niedriger Bäume ruckartig an. Die Sonne hat inzwischen ihren höchsten Punkt längst überschritten. Durch die Zeitverschiebung bin ich noch ganz aus dem Rhythmus; zwar ist inzwischen früher Nachmittag, doch mir kommt es vor, als zöge sich der Tag schon endlos in die Länge.

Gleich auf der anderen Seite der Bäume hinter dem Auto parkt ein leuchtend grünes Quad mit breiten Reifen, halb verborgen im Gebüsch. Iona marschiert hinüber und legt eine Hand auf den Motor. Sie schüttelt kaum merklich den Kopf, und eine steile Falte erscheint auf ihrer Stirn.

»Alles in Ordnung?«, frage ich.

»Oh ja, bestens. Wir gehen von hier aus zu Fuß«, sagt Iona, verzieht ihre Miene zu einem Lächeln und redet schnell weiter. »Die großen Koffer holen wir später, denen passiert nichts im Wagen. Nehmt einfach so viel mit, wie ihr tragen könnt, nur für die ersten Nächte. Oh, und zieht eure Wanderstiefel an.«

Wir gehorchen, stopfen Kulturbeutel und Kleider in unsere Rucksäcke. Dann tauschen wir unsere Schuhe gegen die Stiefel, für die Iona uns extra Geld geschickt hatte. Als wir ihr den Pfad entlang hinterherstapfen, werfe ich einen Blick zurück auf das Quad und grübele, weshalb es Iona aus der Fassung gebracht hat.

Als wir das Ende des Weges erreichen, ist der Nachmittag bereits zur Hälfte vorbei. Poppy jammert mittlerweile leise über eine Blase, und auch meine Füße fühlen sich in den neuen Stiefeln heiß und geschwollen an.

»Willkommen in Wildhaven«, sagt Iona plötzlich.

Im Dämmerlicht war mir der grüne Maschendrahtzaun überhaupt nicht aufgefallen; ich wäre direkt in ihn hineingelaufen. Jetzt schlinge ich die Finger durch die Drahtöffnungen. Der Zaun ist ungefähr dreieinhalb Meter hoch und am oberen Rand nach außen gebogen. Anders als Zoogehege soll er offenbar nicht verhindern, dass etwas hinausgelangt, sondern vielmehr dafür sorgen, dass nichts unerwünscht hineinkommt. Wie zur Bestätigung drückt Iona ihren Daumen auf ein kleines schwarzes Bedienungsfeld, und ein grünes Lämpchen leuchtet auf.

Poppy zupft an meinem Ärmel und flüstert mir ins Ohr: »Was ist das denn bitte für ein Studentencamp?«

Die Tür schwingt auf, nach innen. Iona bemerkt meinen Blick und schenkt mir ein beruhigendes Lächeln. »Der Nationalpark ist bei Wanderern und Mountainbikern beliebt, und da wir hier kein zuverlässiges GPS-Signal kriegen, passiert es leicht, dass Leute vom Weg abkommen. Die Forschungsarbeiten dürfen aber um keinen Preis gestört werden, das ist enorm wichtig«, erklärt sie eilig. »Ihr beiden habt euch ganz großartig geschlagen. Bisher war mir nie wirklich bewusst, wie weit es ist – wenn ich neue Vorräte besorge, bin ich normalerweise allein unterwegs.«

»Und was genau ist das jetzt hier, dieses Ökodorf? Zelte?«, will Poppy wissen und bleibt zögerlich vor dem Tor stehen.

Iona schüttelt lächelnd den Kopf. »Nein, alles Holzhütten, wir verwenden ausschließlich Naturmaterialien. Keine Sorge, es ist sehr komfortabel, bloß ohne jede Technik eingerichtet.«

Poppy verengt die Augen. »Mit Technik meinst du Handys und so?«

»Handys, Computer, Fernsehen. Es gibt nichts Digitales. Wir haben in Wildhaven keinerlei Strom.«

Ich habe Durst und Kopfschmerzen. Poppy packt meinen Arm und schaut mich mit großen Augen fragend an. Und sie hat recht: Das ist ein wenig seltsam. Zugleich aber empfinde ich es als Erleichterung, Iona zu folgen und nicht länger selbst nachdenken zu müssen, was für Poppy und mich das Beste ist.

Eine frische Brise streift durch die Bäume und hebt sanft ein paar Locken in meinem Nacken an, die sich aus meinem Zopf gelöst haben.

»Sind wir hier am Meer?«, frage ich.

»Oh ja. Nur etwa einen halben Kilometer entfernt.«

Poppy liebt den Strand, und ich spüre, wie ihre Hand auf meinem Arm sich ein bisschen entspannt. Ich trete durch das Tor und ziehe sie mit mir. Während Iona es hinter uns verschließt, schiebt Poppy ihr Handy verstohlen in den Bund ihrer Jeans.

Wir trotten weiter einen ansteigenden Pfad durch die Bäume entlang. Als wir eine Hügelkuppe erreichen, taucht unter uns das Ökodorf auf; es schmiegt sich in eine natürliche Senke am Talboden, umgeben von dichtem Wald. Über die Baumkronen hinweg erhasche ich einen kurzen Blick auf glitzerndes Meeresblau dahinter. Unten in Wildhaven drängen sich Hütten um einen größeren Rundbau, und der Geruch nach verbranntem Holz hängt in der Luft. Ich höre Stimmen und das stetige Hämmern von Werkzeug. Aus dem Augenwinkel schiele ich zu Iona

hinüber. Sie hat den Kopf geneigt, beißt sich auf die Unterlippe. Ihre Miene wirkt merkwürdig ernst und angespannt.

Eine Gruppe Studenten hastet an uns vorbei, während wir ins Tal hinabsteigen. Sie sind zu fünft, zwei Jungen und drei Mädchen, und alle grüßen Iona im Vorüberrennen. Frischer Schweißgeruch hängt ihnen nach.

»Die haben ja gar keine Schuhe an – tun ihnen da nicht die Füße weh?«, staunt Poppy. Mir war das überhaupt nicht aufgefallen.

»Du würdest dich wundern, wie schnell deine Fußsohlen hart und unempfindlich werden«, meint Iona. Sie zieht ihre eigenen Stiefel aus und stopft die Socken hinein. Dann zeigt sie Poppy die Unterseite ihres kräftigen Fußes, deutet auf die ledrigen Hautschwielen.

»Siehst du?« Sie grinst Poppy an, die zurücklächelt, doch kaum hat Iona ihr wieder den Rücken zugewandt, verwandelt sich ihr Lächeln in eine Grimasse, die mir gilt. Ich antworte mit einem Kopfschütteln. Als wir das Camp betreten, begrüßen uns die Studenten freundlich.

»Von steifen Vorstellungsrunden halten wir hier nicht allzu viel. Ihr werdet ohnehin im Nu alle kennenlernen«, sagt Iona.

Mein Herz zieht sich zusammen, denn damit erinnert sie mich stark an Mum, die ebenfalls alles Aufgesetzte gehasst hat. Nie hat sie uns zum Lächeln ermuntert, wenn uns nicht danach war, oder genötigt, einander zur Versöhnung zu umarmen, solange wir es nicht wollten. Ich lenke mich von dem Kloß in meinem Hals ab, indem ich mich auf das konzentriere, was vor mir ist. Ich zähle rund fünfzehn junge Menschen – irgendwie habe ich mehr erwartet. Die meisten Studenten sind mit abgenutzten Jeans und Wanderstiefeln bekleidet, ein paar allerdings barfuß. Viele tragen ärmellose Oberteile aus schlichtem dunkelgrünem Stoff, jeweils unterschiedlich verblichen, und manche haben sich Blattschmuck oder Lederbänder ins Haar und um ihre Handgelenke geknotet. Ein Mädchen hat eine Blumenkrone auf dem Kopf. Jede Hautfarbe scheint vertreten zu

sein. Im Innern des zentralen Rundbaus flicht eine Gruppe Studenten Gräser, andere schneiden Gemüse in einen großen Kochtopf oder sitzen mit gekreuzten Beinen auf Matten und bearbeiten Holz mit unterschiedlichen Schnitzklingen. Iona bleibt stehen, um sich mit einem Mädchen zu unterhalten, das gerade einen Korb voller Blätter und Blumen herbeibringt. Poppy und ich warten neben einem Jungen, der mich neugierig anstarrt, während er in einem fort mit einem Messer über ein Stück Tierhaut schabt und mit geröteten Händen das Fleisch davon löst. Er hat warme braune Haut und helle Augen unter buschigen schwarzen Brauen. Der metallische Geruch von Blut steigt mir in die Nase, und als ich sie rümpfe, imitiert er meine Mimik.

»Du kannst helfen, wenn du magst«, sagt er. Er spricht mit starkem Akzent.

»Das ist nicht so unser Ding. Nichts für ungut«, sagt Poppy. Der Junge lächelt, und mir wird klar, dass er trotz seiner muskulösen Arme nicht viel älter wirkt als ich. Ich erwidere sein Lächeln, und er zwinkert mir beinahe großväterlich zu. Am liebsten würde ich ihn fragen, ob er etwas im Auge hat; stattdessen ziehe ich nur spöttisch eine Braue hoch. Iona ist inzwischen wieder zu uns getreten.

»Dann sind das also Studenten von einer Universität hier in der Nähe?«, frage ich.

»Na ja, die meisten sind Austauschstudenten«, sagt Iona und geht uns erneut voran. Mir fällt wieder ein, was sie auf dem Weg hierher erzählt hat – dass sie im Rahmen einer Studie zu gesundem Lebenswandel forscht.

Hinter der Hütte in der Mitte liegt eine freie Fläche mit kurz geschnittenem Gras, auf der ein Junge und ein Mädchen Yogaübungen machen. Ihre Muskeln glänzen in der Sonne, während sie beide eine einhändige Stellung halten, bei der ihre Beine und Körper parallel zum

Boden in der Luft schweben, bis der Arm unter ihrer Körpermitte zu zittern anfängt und sie sich langsam absenken.

»In Wildhaven treibt im Grunde jeder in erster Linie das, was er gern tut und gut kann«, erklärt Iona. »Ich muss jetzt ein paar Dinge erledigen. Möchtet ihr zwei euch ausruhen oder noch ein wenig umsehen?«

Wir antworten gleichzeitig: Ich sage, dass ich nichts gegen eine Pause hätte, Poppy verkündet, wir wollen uns umschauen. Wir verdrehen beide zueinander gewandt die Augen.

»Tja. Falls euch danach ist, euch in eure Hütte zurückzuziehen, sprecht einfach irgendjemanden an, dann bekommt ihr den Weg gezeigt.«

Iona drückt meinen Arm. Poppy lässt derweil den Blick schweifen, und ihre Augen weiten sich. Ich schiebe meine Hand in die Tasche und ziehe mein Handy hervor.

»Tut mir leid, Aster«, sagt Iona, »in Wildhaven gilt ein Technikverbot – genau darum geht es ja im Camp. Ist es in Ordnung, wenn ich dein Telefon an mich nehme? Du kannst es hier ohnehin nirgendwo aufladen.«

Ich lege die Stirn in Falten, reiche es ihr aber.

Sie wendet sich Poppy zu, mit hochgezogenen Augenbrauen.

»Mum wollte mir erst mit zwölf ein Handy erlauben«, sagt meine Schwester.

Himmel, sie ist eine wirklich gute Lügnerin.

Iona presst die Lippen aufeinander und zwingt sich dann zu einem traurigen Lächeln. Mir wird bewusst, dass wir gerade zum ersten Mal Mum erwähnt haben, und ich muss den Blick abwenden, weil meine Brust ganz eng wird.

»Ihr dürft euch innerhalb des Camps vollkommen frei bewegen. Wir sehen uns später«, sagt Iona.

Sie verschwindet zwischen den Hütten. Ich werde aus meiner Tante nicht schlau. In gewisser Weise umgibt sie diese Aura heiterer Ruhe, und doch wirkt sie zugleich alles andere als entspannt. Insbesondere als sie

dieses Quad im Wald entdeckt hat, schien sie ganz und gar nicht sorglos und gelassen. Und ich hatte auch keine Ahnung, dass sie an so was wie diesem Camp beteiligt ist. An unserem Kühlschrank zu Hause hing ein Foto von ihr, auf dem sie in einem Zelt in Afrika einem kleinen Kind eine Impfung verabreicht, und daneben ein grobkörniges Bild samt Zeitungsartikel über ein Ärzteteam, das Chemotherapien in Kriegsgebieten durchführt.

Aber ich schätze, die wahre Iona kennen wir schlicht überhaupt nicht. Gut möglich, dass die ganze Situation – wie sie so plötzlich die Vormundschaft für uns übernehmen musste – ihr unbehaglich ist.

Poppy nimmt ihr Handy heraus und macht ein Foto von den arbeitenden Studenten im Rundbau.

»Lass das«, sage ich und funkele sie böse an. Aber niemand hat es bemerkt.

»Was denn?«, gibt sie zurück.

Und knipst prompt noch ein Bild der beiden Yogis.

»Poppy«, sage ich in warnendem Tonfall. Sie wirft mir ein aufgesetztes Lächeln zu, lässt allerdings das Smartphone zurück in ihre Tasche gleiten.

»Komm, wir laufen mal außen um das Camp herum«, sage ich.

»Hmm, super«, antwortet Poppy sarkastisch, und ich schneide ihr eine Grimasse.

Eine der Hütten ist größer, älter und steht ein wenig abseits der übrigen. Wir zögern vor der Tür. Niemand ist zu sehen.

»Sie hat doch selbst gesagt, wir können überallhin«, betont Poppy.

Ich klopfe an. Keine Reaktion. Ich schaue mich um, drücke dann die Tür einen Spaltbreit auf und schiebe meinen Kopf hindurch. Im Innern ist es schummerig. Ich erkenne eine Hängematte und einen Schreibtisch mit geöffnetem Laptop; an einer Ecke des schwarzen Bildschirms klebt ein gelber Notizzettel. Mir fällt wieder ein, wie sehr Mum Post-its geliebt hat.

Hol Milch. Das ist der letzte, an den ich mich erinnern kann. Wieso habe ich ihn nicht aufgehoben? Mein Hals zieht sich zusammen, heiß und eng.

Poppy hält die Tür auf und flüstert: »Von wegen keine Technik.«

»Und kein Strom«, sage ich, verdränge das Bild von Mum und konzentriere mich auf meine Schwester.

Sie fotografiert in die Hütte hinein, und diesmal greife ich nach ihrem Handy, doch sie reißt es rechtzeitig weg.

»Da seid ihr ja.« Ionass Stimme in unserem Rücken erschreckt uns beinahe zu Tode. Poppy stopft das Handy in die Kängurutasche ihres Hoodies, ehe wir herumwirbeln.

»Entschuldige«, sage ich und spüre, wie mir Röte in die Wangen schießt.

»Kein Problem. Den Akku lade ich immer in der Stadt auf. Ich brauche den Laptop, um Kontakt mit ein paar Kollegen an der Uni zu halten und die Ergebnisse der Studie zusammenzutragen«, erklärt sie.

Ich nicke, vermeide Augenkontakt und warte darauf, dass sie nach Poppys Handy verlangt. Poppy scharrt mit einer Schuhspitze am Boden.

»Na kommt, einige von uns wollen gerade losziehen und Kräuter sammeln. Wieso schließt ihr euch nicht an?«, schlägt Iona vor und hakt sich bei uns beiden unter. Sie hat das Smartphone nicht gesehen.

Poppy seufzt. »Mum hat es geliebt, frisches Obst, Gemüse und Kräuter für uns zu ernten. Sonntagnachmittags sind wir immer mit dem Bus aufs Land gefahren. Dann hat sie uns genötigt, Blütenblätter und allen möglichen Kram zu probieren. Sogar Nesseln. Die haben wir gekocht – weißt du noch, Aster? Haben voll eklig geschmeckt«, sagt sie. Mir ist klar, dass sie das Thema wechselt, um die Sache mit dem Handy zu überspielen, aber da sie über Mum spricht, bringe ich wie üblich keine Antwort zustande. Ich spähe über Poppys Kopf hinweg zu Iona und bemerke in ihrem langsamen Blinzeln etwas, das mich innehalten lässt. Vielleicht

ähnelte ihre Trauer meiner eigenen – wund und tief eingegraben, wie ein eiternder Splitter.

»Ihr wisst ja, unsere Eltern sind ebenfalls jung gestorben, unsere Mutter hatte auch Krebs. Ich verstehe, was ihr beiden gerade durchmacht«, sagt Iona. Ich schaue auf meine Stiefel.

Einen Moment bleibt es still.

»Aber du bist darüber hinweggekommen, nicht wahr?«, fragt Poppy.

Wieder Stille, diesmal länger. »Ich schätze, ich habe einen Weg gefunden, damit umzugehen.«

Ich stütze mich mit einer Hand an der Hüttenwand ab. Mit einem Mal ist mir schwindelig von allem, was passiert ist. Ich spüre Ionas Blick auf mir, doch sie sagt nichts weiter.

Den restlichen Nachmittag streifen wir auf der Suche nach Essbarem durch die Gegend, und ich lerne von einem ziemlich großen Jungen und einem überaus gut gelaunten Mädchen, Amarant und Weißklee, Chicorée und jungen Spitzwegerich zu identifizieren. Das Mädchen hat dunkelbraune Haut und trägt einen Afro, den sie mit einem Flechtschal zurückgebunden hat. Ich höre, wie der Junge sie »Beti« ruft. Sie klingt, als könnte sie aus Afrika stammen. Der Junge dagegen ist sehr hellhäutig, hochgewachsen und ernst, mit kurzem dunklem Haar; sein Akzent scheint mir osteuropäisch, und er stellt sich als Dimi vor. Es muss wirklich eine ganze Menge ausländischer Studenten an der Universität hier geben, aber ich möchte nicht unhöflich wirken, indem ich die beiden nach ihrer Herkunft frage. Immerhin bohren sie bei uns auch nicht nach. Ausnahmsweise wünsche ich mir, Poppy würde wie gewöhnlich alle mit Fragen bombardieren, doch selbst sie ist von unserer neuen Gesellschaft offenbar eingeschüchtert.

Die Zeit vergeht im Nu, und nach einer Schale Eintopf mit Körnerbrot am Feuer fangen Poppy und ich gleichermaßen zu gähnen an, obwohl

gerade erst die Dämmerung eingesetzt hat. Iona führt uns zu einer niedrigen Hütte und drückt die Tür auf, im Innern erspähe ich unsere Rucksäcke. Schatten fallen über die gefurchte Stirn meiner Tante und ihre Mundwinkel.

»Es wäre großartig, wenn ihr diese Pulsmessgeräte anlegen könntet, bloß nachts.« Sie streckt die Hand aus und reicht mir zwei schwarze Gummiarmbänder. »Ich zeichne im Rahmen der Studie die Schlafmuster sämtlicher Campbewohner auf.«

Schulterzuckend nehme ich die Bänder entgegen. »Okay.«

Mum hat eine Weile lang etwas Ähnliches getragen, um ihre täglichen Schritte zu zählen; das waren immer ziemlich viele, da sie als Krankenschwester gearbeitet hat. Ich befestige ein Band um mein Handgelenk und gebe Poppy das andere.

»Schlaft morgen ruhig aus, bleibt liegen, so lange ihr mögt – immerhin seid ihr um die halbe Welt gereist«, sagt Iona, hält dann inne und mustert mich. »Du kannst dich jetzt entspannen.«

Ich lächele und bringe ein steifes »Gute Nacht« über die Lippen.

Bis auf zwei flache Betten mit Wolldecken und Schilfmatten auf dem Boden ist die Hütte leer, und nur eine Öllampe aus Ton spendet ein wenig Licht. Es riecht stark nach frischem Holz. Poppy ist schneller ausgezogen als ich und schlüpft in ihren pinkfarbenen Hello-Kitty-Pyjama. Er ist ihr viel zu klein. Poppy ist es schon immer schwergefallen, sich mit neuen Klamotten anzufreunden, und sie bevorzugt stattdessen ihre alten Lieblingsstücke – auch dann noch, wenn sie längst herausgewachsen ist.

»Lass uns Iona morgen bitten, dass sie uns zurückbringt«, sagt Poppy. »In das Hotel, von dem sie gesprochen hat.«

Ich blinzele sie verblüfft an. Seit wir hier sind, hat sie ständig in meine Richtung die Augen verdreht, schien sich aber mit Iona arrangiert zu haben.

»Wieso guckst du mich so an? Hier ist es total schräg«, sagt sie. »Ich meine, woher kommen die überhaupt alle?«

»Das hat Iona uns doch gesagt. Die meisten sind Austauschstudenten«, entgegne ich.

»Meinetwegen. Aber ich finde es schon komisch, dass keiner hier mit neuseeländischem Akzent spricht«, beharrt Poppy, stemmt die Hände in die Hüften und zieht eine Augenbraue hoch. »Und es überrascht mich, dass *du* bleiben willst.«

Ihre Betonung auf »du« ärgert mich. Ich rufe mir ins Gedächtnis, dass Poppy erst elf ist und wir beide einen wirklich langen Tag hinter uns haben.

»Wir unterhalten uns morgen früh noch mal darüber, wenn wir nicht mehr so erledigt sind, okay?«, sage ich und gebe mir alle Mühe, meine Stimme ruhig zu halten. Ich klettere ins Bett; Poppy bleibt stehen.

»Es macht dir nichts aus, dass sie dir das Handy weggenommen hat und uns überwacht, während wir schlafen? Klar, das ist ja auch überhaupt nicht gruselig.«

»Ich habe mir das alles genauso wenig ausgesucht wie du.« Meine Stimme klingt schärfer, als ich beabsichtigt hatte.

»Schon kapiert. Iona ist jetzt unsere Vormundin, also zählt meine Meinung nicht. Du musst dich nicht mehr um mich kümmern, für dich ist das Ganze also eine Erleichterung«, feuert sie patzig zurück.

Ich schließe die Augen. Poppy und ich streiten selten – wenn aber doch, dann eskaliert die Situation immer viel zu schnell.

»Sie ist nicht Mum, Aster«, sagt Poppy. Ihre Worte fühlen sich an wie ein Schlag vor die Brust.

Ich knirsche mit den Zähnen, um mich von einer Erwiderung abzuhalten, denn mit einem Mal lodert heiße Wut in mir hoch. Allerdings nicht auf Poppy. Sie will lediglich mit mir über Mum reden, aber ich kann es nicht, und das hasse ich. Ich hasse alles, diesen ganzen Mist.